

(城西人文研究第 21 卷第 1 号)

《Übersetzung》

Atsushi Nakajima:

„Li Ling“

übersetzt von Nobuhiro Kawauchi und Stefan Wundt

[1]

Zur Zeit der Herrschaft des Kaisers Wudi der Han-Dynastie brach der Reiterführer Li Ling mit fünftausend Fußsoldaten im September 99 v.Chr. (im zweiten Jahr der Tianhan Ära) von der Grenzfestung Zheluzhang nach Norden auf. Dreißig Tage lang zogen er und sein Heer durch steinigtes und ödes Hügelland südöstlich des Altai-Gebirges, das sich bis zur Wüste Gobi erstreckt. Der Nordwind brauste kalt durch die Soldatenröcke, und das zehntausend Meilen weit abgeschnittene Heer machte einen mitleidserregenden Eindruck. Als sie am Fuße des Berges Junji nördlich der Wüste Gobi angelangt waren, machten sie zunächst halt. Sie waren schon tief in den Machtbereich der feindlichen Hunnen eingedrungen. Es war zwar Herbst, aber hier im Norden welkte schon der Klee, und den Ulmen und Espen waren schon ihre Blätter abgefallen. Belaubte Bäume, oder überhaupt Bäume waren mit Ausnahme an der Lagerstätte kaum zu sehen, nur Sand, Felsen und ausgetrocknete Flußbette, so trostlos und verlassen war die Wüstenlandschaft. Es gab auch keine Spurmenschlichen Lebens, soweit der Blick reichte. Nur ab und zu kamen

ein paar Antilopen vorbei, um nach Wasser zu suchen. Sah man auch die Scharen von Wildgänsen, die über die in den blauen Herbsthimmel hineinragenden Berge nach Süden flogen, wurden die Männer dennoch nicht von süßem Heimweh ergriffen, weil sie alle in einer solch außerordentlichen Gefahr schwebten.

Es grenzte schon an Tollkühnheit, daß Li Ling ohne Reiterei sondern nur mit Fußvolk (Li und seine Staboffiziere allein waren zu Pferd) tief ins hunnische Hinterland eindringen, während das Hunnenheer fast nur aus Reitern bestand. Es waren nur fünftausend Fußsoldaten ohne Hilfstruppen, die am Fuße des Berges Junji lagerten und von der nächsten Festung Juyan etwa fünfzehnhundert Meilen entfernt waren. Wenn sie nicht mit Leib und Seele auf ihren Führer Li Ling vertraut hätten, wären sie ihm nicht auf diesen langen Marsch gefolgt.

Jedes Jahr, wenn der Herbstwind pfiff, überfielen die wilden Reiter die nördlichen Gegenden Chinas. Sie töteten die Grenzbeamten, griffen die Bewohner an und beraubten sie ihrer Haustiere. Die Gebiete von Wuyuan, Shuofang, Yunzhong, Shanggu und Yanmen wurden alljährlich von ihren Angriffen heimgesucht. Nur damals, dank der geschickten Kriegskünste des Generals Wei Qing und des Reitergenerals Huo Qubing soll es südlich der Wüste Gobi keine anderen Reiche außer Chinas gegeben haben, ansonsten wurden dreißig Jahre lang ununterbrochen die nördlichen Gebiete geplündert und zerstört. Achtzehn Jahre nach dem Tod des Generals Huo Qubing und sieben Jahre nach dem Tod des Generals Wei Qing kapitulierte der Fürst von Zhuoye, Zhao Ponu, und geriet mit seinem ganzen Heer in hunnische Gefangenschaft. Die Hunnen zerstörten darauf die Mauer, die von dem Oberbefehlshaber Xu Ziwei im Norden der

Großen Mauer gebaut worden war. Es gab niemanden außer dem General, Li Guangli, der vor wenigen Jahren durch seinen Feldzug nach Daiwan zu kriegerischen Ehren gekommen war und daher die Armee im Vertrauen auf seine Fähigkeit vereinigen konnte.

Im Mai des zweiten Jahres der Tianhan Ära brach der General Li Guangli mit seinen dreißigtausend berittenen Soldaten in Jiuquan auf, um einem Angriff der Hunnen zuvorzukommen. Er wollte am Fuß des Berges Tianshan die Hauptanführer der Hunnen schlagen, weil sie ständig den Westen Chinas mit ihren Angriffen heimsuchten. Kaiser Wudi beauftragte Li Ling bei diesem Feldzug für den Nachschub zu sorgen. Bei der Audienz im Palast jedoch bat Li Ling den König inständig, ihn von dieser Aufgabe zu befreien. Er war der Enkel des berühmten Generals Li Guang und man sagte, er hätte sehr viel Ähnlichkeit mit seinem Großvater, denn Li Ling war zu Pferd ein hervorragender Schütze, seit vielen Jahren exerzierte er als Führer der Reiterei mit den Soldaten in Jiuquan und Zhangye an der westlichen Grenze Chinas und bildete sie im Bogenschießen aus. Mit seinen fast vierzig Jahren stand er in der Blüte seiner Manneskraft, und so erschien ihm die zugewiesene Aufgabe sicher als zu unbedeutend. Er bat den Kaiser Wudi, mit seinen Soldaten, die er in einer entlegenen Gegend ausgebildet hatte, und die ungewöhnlich tapfere Männer waren, von der Seite gegen die Hunnen ein Ablenkungsmanöver zu führen. Diesem Wunsch stimmte der Kaiser zu, aber weil seine Soldaten in die verschiedensten Gegenden verstreut waren, hätte er keine Soldaten mehr übrig, mit denen er Li Lings Truppen verstärken könnte. Doch das kümmerte Li Ling wenig. Obwohl es sicher unvernünftig war, wollte er sich lieber mit seinen fünftausend tapferen Kriegern, die bereit waren für ihn in den Tod zu

gehen, in äußerster Gefahr begeben, als eine Aufgabe, die seiner nicht würdig wäre, zu übernehmen. Als Li Ling sagte, er wolle mit seinen wenigen Soldaten das große Heer der Hunnen schlagen, da freute sich der auf aufsehenseregende Ereignisse begierige Kaiser und gab seinem Wunsch nach. Li Ling kehrte nach Zhangye zurück, traf militärische Vorbereitungen und zog sogleich mit seinem Heer nach Norden. Er wurde von dem Befehlshaber Lu Bode, der damals mit seinen Truppen in Juyan lagerte, auf halbem Weg empfangen, wie der Kaiser diesem befohlen hatte. Bis dahin ging es noch gut, aber dann wendete sich alles zum Schlechten. Lu Bode war ein alter General, der noch unter Huo Qubing gedient, an vielen Kriegen teilgenommen hatte und schließlich zum Fürsten von Fuli ernannt worden war. Besondere Berühmtheit erlangte er vor zwölf Jahren, weil er mit hunderttausend Soldaten das Land Nanyue zerstört hatte. Aber weil er später gegen ein Gesetz verstoßen hatte, verlor er sein Land, und nach Verlust seines Fürstentitels mußte er die ferne westliche Grenze verteidigen! Seinem Alter nach hätte er Li Lings Vater sein können. Als ehemaligem Landesfürsten war es für den General eine große Erniedrigung, den Befehlen des jungen Li Ling folgen zu müssen. Er hieß zwar die Armee von Li Ling willkommen, schickte aber einen Boten zum Kaiser mit der Nachricht, daß gerade jetzt im Herbst die Pferde der Hunnen besonders kräftig seien, und es schwierig sei, mit so wenigen Soldaten gegen die Hunnen zu kämpfen, die ja mit ihrer Reiterei ihnen vollkommen überlegen seien. Deshalb wolle er mit Li Ling hier überwintern und im nächsten Frühjahr die Hunnen mit einem zehntausend Mann starken Reiterheer, das jetzt in Jiuquan und Zhangye wartete, angreifen. Dies hielt er für die beste Lösung. Li Ling wußte davon selbstverständlich gar nichts. Über diesen Bericht

war Kaiser Wudi sehr böse. Er dachte, daß Lu Bode in Übereinkunft mit Li Ling diese Nachricht geschickt habe. Wie sehr hatte doch Li Ling vor mir geprahlt, aber im wüsten Grenzland wurde er plötzlich von Feigheit überwältigt! Der Kaiser schickte sogleich Lu Bode einen Gesandten mit dem Befehl: „Da Li Ling nur mit wenigen Soldaten die Hunnen schlagen will, wie er vor mir prahlte, brauchst du nicht mit ihm zu ziehen, Lu Bode. Wenn die Hunnen tatsächlich in Xihe eindringen wollen, sollst du Li Ling und seine Armee verlassen und deine Armee sofort nach Xihe führen, um dem Feind den Weg abzuschneiden.“ Li Ling befohl der Kaiser aber, sofort nach Norden zu ziehen und die Gegend des Berges Jujin im Osten bis zum Fluß Longle im Süden auszukundschaften. Wenn sich nichts weiter Ungewöhnliches ereignete, sollte er wie damals der General Zhao Ponus gehen, sein Heer bis zum Schloß Shouxiang führen und dort ausruhen lassen. Natürlich verhörte ihn der Kaiser streng, was denn jener Bericht, den Li Ling mit Lu Bode gemeinsam erstattete, bedeuten solle. Für eine kleine Armee war es schon gefährlich, im Feindesland umherzuziehen, aber eine Strecke von mehreren tausend Meilen ohne Pferde zurückzulegen war fast unmöglich. Für jeden war das ganz klar, wenn man an die langen Fußmärsche, die von Menschen zu ziehenden Wagen und an das rauhe Winterklima im Hunnenland dachte. Kaiser Wudi war eben so wenig ein törichter Herrscher wie der zweite Kaiser der Sui-Dynastie Yangdi und der erste Kaiser der Tsin-Dynastie, er hatte wie sie die gleichen Stärken und Schwächen. Dem General Li Guangli, der der Bruder der Kaiserin war, die die besondere Gunst des Kaisers Wudi genoß, ließ er einmal das Tor von Yumenguan von den Grenzwachen schließen, weil dieser aus Mangel an Streitkräften bei seinen Feldzug gegen Daiwan

aufgeben wollte. Diesen Daiwan-Feldzug hatte der Kaiser befohlen, weil er es auf die guten Pferde aus Daiwan abgesehen hatte, und er ließ keinerlei Widerspruch zu, wäre er auch noch so gerechtfertigt, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte. Doch hier war es etwas anderes, Li Ling selbst wollte diesen Feldzug. Durch das rauhe Klima und die großen Entfernungen könnte so eine Expedition vereitelt werden, aber das war für Li Ling kein Hinderungsgrund, und so brach er ohne Pferde nach Norden auf.

Li Ling und seine Soldaten blieben zehn Tage am Berg Junji. Er schickte jedoch jeden Tag Kundschafter in weite Entfernungen vom Lager aus, um die Stellung des Feindes zu erforschen, und sie sollten nicht nur schriftliche Berichte über die Flüsse und Berge der Umgebung anfertigen, sondern sie mußten auch genaue Karten anlegen, die am Hof vorgezeigt werden sollten. Einer der Gefolgsleute namens Chen Bule mußte sich dafür rüsten, in die Hauptstadt zu reiten. Nachdem dieser als Gesandter ausgewählt war, verbeugte er sich vor dem General Li Ling, stieg auf eines der wenigen zehn Pferden, peitschte es und ritt den Hügel hinab. Als aber in der grauen, trockenen und öden Landschaft seine Gestalt immer kleiner wurde, schauten ihm alle Soldaten mit einsamen und traurigen Blicken nach.

Während dieser zehn Tage war kein einziger Hunne sogar in einer Entfernung von dreißig Meilen von dem Berg Junji zu finden.

Letzten Sommer hatte der General Li Guangli den Berg Tianshan angegriffen und dort die Hunnen geschlagen, aber auf dem Heimweg wurde er von einem anderen großen hunnischen Heer umzingelt und ihm eine vernichtende Niederlage zugefügt. Sechzig oder siebzig von

hundert chinesischen Soldaten wurden von den Hunnen erschlagen, und sogar der General selbst soll in Gefahr gekommen sein. Davon hatten auch Li Ling und seine Männer erfahren, und sie fragten sich, wo denn das hunnische Hauptheer sei, das Li Guangli geschlagen hatte. Der Feind, gegen den sich General Gong Sunao bei Xihe und Shuofang verteidigen soll (Lu Bode hatte sich von Li Ling getrennt, um ihm Hilfe zu bringen), scheint vielleicht nicht das in Frage kommende Hauptheer des Feindes zu sein, wenn man Entfernung und Zeit berücksichtigt. Vom Berg Tianshan in das viertausend Meilen weit entfernte östliche Gebiet von Enan (Wüste Ordos) zu gelangen, war kaum denkbar. Es war zu vermuten, daß das Hauptheer der Hunnen sich zwischen Li Lings Lager und dem Fluß Zhijushui im Norden aufhielt. Li Ling stand jeden Tag auf dem Gipfel des vorderen Berges und blickte in alle Himmelsrichtungen, von Osten nach Süden erstreckte sich weit und breit nur Wüste, und von Westen nach Norden zogen sich nur die kahlen Hügelketten der Berge dahin, in den herbstlichen Wolken glaubte er manchmal, ein paar Falken zu erkennen, doch auf der Erde sah er nicht einen einzigen hunnischen Krieger.

Außerhalb einer Bergschlucht war das Lager aufgeschlagen, das von Kriegswagen umgeben war. Am Abend sanken plötzlich die Temperaturen. Die Soldaten wärmten sich an einem Feuer von den wenigen abgebrochenen Sträuchern. In der zehnten Nacht ihres Aufenthaltes scheint nicht einmal der Mond mehr. Vielleicht lag es an der trockenen Luft, daß die Sterne so fürchterlich schön funkelten. Über den pechschwarzen Bergen glänzte der Sirius mit seinem blassen und schrägen Licht. Nachdem etwas mehr als zehn Tage ereignislos vergangen waren, bestimmte man schließlich von hier am nächsten

Tag aufzubrechen und, wie beschlossen, nach Südosten vorzudringen. Einer der Posten sah zufällig zu dem leuchtenden Sirius auf, direkt unter dem plötzlich ein großer, rotgoldener Stern auftauchte. Verwundert blickte er zu ihm auf, da bewegte der große Stern seinen langen, breiten Schweif. Dann erschienen erst zwei, dann drei, vier und schließlich fünf gleiche Lichter und begannen sich zu bewegen. Der Posten wollte vor Schreck aufschreien, doch da waren die weit entfernten Lichter schon erloschen. Ihm war, als hätte er geträumt.

Als Li Ling das von dem Posten hörte, befahl er den Soldaten Vorbereitungen zu treffen, um bei Tagesanbruch kampfbereit zu sein. Nachdem er noch einmal jede einzelne Abteilung überprüft hatte, kehrte er wieder in sein Zelt zurück und sank laut schnarchend in Tiefschlaf.

Als er am nächsten Morgen aus seinem Zelt ging, waren seine Soldaten, wie befohlen, in Kampfbereitschaft, gefaßt auf die Angriffe des Feindes. Alle Krieger standen vor den Kriegswagen, die Lanzen-träger mit ihren Schilden waren vorne und die Bogenschützen hinten. Im Morgengrauen war es in dem Tal zwischen den beiden Bergen noch totenstill, aber irgendwie hatten alle die Vorahnung, daß im Schatten der Felsen der Feind lauerte. Bei den ersten Sonnenstrahlen, die das Tal erleuchteten (der König der Hunnen würde nämlich nicht angreifen, bevor er sich nicht vor der Morgensonne verbeugt hätte), wimmelte es plötzlich von unzählig vielen Menschen auf beiden Bergespitzen und Hängen, was bisher kein menschliches Auge erblickt hatte. Mit Himmel und Erde erschütterndem Kriegsgeschrei stürmten die feindlichen Soldaten den Berg hinab. Als die Vorhut der Hunnen sich beinahe auf zwanzig Schritte dem chinesischen Heer genähert hatte, wurden die Trommeln, die bisher geschwiegen hatten,

laut geschlagen, aus tausend Bogen Tausende von Pfeilen geschossen und einige hundert Hunnen zu Boden gestreckt. Die bereits davonlaufenden Hunnen wurden von den Hellebardenträgern in der vorderen Reihe sofort angegriffen. Nach diesem schweren Schlag flüchteten sie auf die Bergesgipfel, wurden aber von den Chinesen verfolgt und Tausende von ihnen enthauptet.

Das war ein großartiger Sieg für das Heer von Li Ling, aber daß der rachsüchtige Feind sich dadurch geschlagen geben und sich zurückziehen würde, war unwahrscheinlich. Am heutigen Kampf waren wahrscheinlich dreißigtausend Mann beteiligt. Die Fahnen, die auf beiden Seiten des Tales wehten, waren von der Leibgarde des Hunnenkönig gewesen. Wenn der König selbst hier sei, müßte man noch auf weitere achtzig-bis hunderttausend Soldaten gefaßt sein. Li Ling befahl sofort seinem Heer nach Süden zu ziehen und verzichtete auf seinen ursprünglichen Plan, zu dem zweitausend Meilen im Südosten gelegenen Schloß Shouxiang zu marschieren. Jetzt aber wollte er mit seinem Heer auf dem gleichen Weg zurückkehren, auf dem er vor einem halben Monat gekommen war, um so schnell wie möglich zu der Festung Juting (auch mehr als tausend Meilen entfernt) zu gelangen.

Am Mittag des dritten Tages sah man hinter dem chinesischen Heer weit am nördlichen Horizont gelbe Sandwolken. Das waren hunnische Reitersoldaten, die sie verfolgten. Schon am nächsten Tag waren sie lückenlos vom Feind umzingelt, denn die hunnischen Pferde waren schnell. Doch aus der vorigen Niederlage klug geworden, kamen sie nicht zu nahe heran. Sie bildeten einen weiten Kreis um das nach Süden ziehende chinesische Heer und schoßen nach ihm von ihren Pferden aus mit Pfeilen. Li Ling ließ den Heereszug öfters

anhalten und in Kampfstellung gehen, da zog sich der Feind zurück, um ein Gefecht zu vermeiden. Wenn das Heer weiterzog, näherte sich der Feind wieder und beschoß es mit Pfeilen. Dadurch verlangsamte sich seine Geschwindigkeit, und die Zahl der Toten und Verwundeten nahm von Tag zu Tag zu. Wie hungrige Wölfe in der Wüste, die sich auf Reisende stürzen, verfolgten die hunnischen Soldaten mit dieser Taktik das chinesische Heer gnadenlos. Nach und nach wollten sie ihm immer mehr Verwundungen zufügen, bis sich ihnen die Gelegenheit zum Vernichtungsschlag bot.

Manchmal kämpfend, manchmal sich zurückziehend setzte das Heer seinen Marsch nach Süden fort, bis nach einigen Tagen es sich in einem Tal einen ganzen Tag lang ausruhen konnte. Die Zahl der Verwundeten war schon ziemlich hoch. Li Ling ließ die Soldaten antreten, um festzustellen, wie groß die Verluste waren, danach entschied er, daß Soldaten mit einer Verletzung weiterkämpfen sollten, die mit zwei Verletzungen die Kriegswagen schieben, und erst die mit drei Wunden durften sich auf einen Karren setzen. Da die Beförderungsmöglichkeiten bereits mangelhaft waren, sollten die Leichen in der Wüste beiseite geschafft werden. In dieser Nacht entdeckte Li Ling zufällig bei der Inspektion der Truppen in einem Wagen eine Frau in Männerkleidung. Da durchsuchte er jeden einzelnen und fand etwa zehn weitere Frauen. Einmal waren Räuber für eine Zeit lang im Osten der Hauptstadt an die Macht gekommen, wurden aber besiegt und hingerichtet, während ihre Frauen und Kinder ausgewiesen und in den Westen geschickt wurden. Nicht wenige dieser Witwen heirateten Grenzsoldaten, manche aber wurden aus Hunger und Not Dirnen, die sich unter den Soldaten ihre Freier suchten. Das waren die Frauen, die sich in den Kriegswagen ver-

steckt hatten und weit in den Norden mitgekommen waren. Li Ling ließ sie ohne zu zögern von der Heeresmiliz umbringen, aber die Soldaten, die sie mitgebracht hatten, wurden nicht einmal getadelt. Die Frauen, die man in eine Talmulde gezerrt hatte, weinten und schrien, aber nach einer Weile verstummte ihr Geschrei, als ob es plötzlich von der Stille der Nacht verschluckt worden wäre, die Offiziere und Soldaten in den Zelten nahmen das ganze tief betroffen wahr.

Am nächsten Morgen schlugen die chinesischen Soldaten sich mit dem Feind, der nach langer Zeit wieder einmal angegriffen hatte. Sie töteten in dieser Schlacht dreitausend feindliche Soldaten, sie waren durch den langwierigen Guerillakrieg gereizt, und frischer Kampfsgeist war in ihnen erwacht. Am nächsten Tag setzten sie ihren Rückzug auf dem Weg, auf dem sie gekommen waren, nach Süden fort und wurden wieder in weiter Entfernung von den Hunnen umzingelt. Am fünften Tag geriet das chinesische Heer in einen Sumpf in der Wüste. Sein Wasser war halb gefroren und sein Schlamm ging den Soldaten bis zu den Waden, wohin sie auch traten, war weit und breit nur endloses Schilf. Eine der feindlichen Truppen war gegen den Wind vorangestürmt und hatte ein Feuer gelegt. Der Nordwind fachte das Feuer an, das unter dem mittäglichen Himmel keine rote sondern eine weißgraue Flamme hatte, und sie mit rasender Schnelligkeit auf das chinesische Heer zutrieb. Li Ling ließ das Schilf in der Umgebung anzünden, und so entkamen sie gerade noch der Gefahr. Vor dem Feuer waren sie zwar gerettet, aber es läßt sich gar nicht in Worten beschreiben, wie schwer es war, die Wagen durch den Sumpf zu ziehen. Ohne auch nur einen Augenblick auszuruhen, waten sie die ganze Nacht durch den Sumpf, und als sie gerade am nächsten Morgen bei einem Hügel ankamen, wurden sie von der

Hauptmacht des feindlichen Heeres angegriffen, es war ihnen zuvorgekommen und wartete auf sie. Das war ein Nahkampf, der Roß und Reiter durcheinander wirbelte. Um einem schweren Angriff der feindlichen Reiterei zu entgehen, ließ Li Ling die leeren Wagen stehen und verlegte das Schlachtfeld an den spärlich bewaldeten Fuß des Berges. Mit ihren wilden Schüssen aus dem Hinterhalt der Bäume erzielten die Chinesen einen riesigen Erfolg. Als der hunnische König mit seinen Leibwächtern an der Spitze des Heeres erschien, beschossen sie ihn sogleich mit einem Hagel von Pfeilen, daß der Schimmel des Königs sich aufbäumte, und der König in seinem blauen Mantel zu Boden geworfen wurde. Zwei seiner berittenen Leibwächter hoben ihn, ohne vom Pferd abzusteigen, so schnell wie möglich auf, zugleich umgaben ihn noch andere Leibwächter, daß er eiligst entfliehen konnte. Nach einer heftigen und kurzen Schlacht drängten die Chinesen diesen hartnäckigen Feind zurück, was für sie bis jetzt das schwerste Gefecht war. Von den Feinden waren mehrere tausend Krieger getötet worden, aber die gefallenen Chinesen waren auch fast tausend.

Von einem der heute in Gefangenschaft geratenen Hunnen konnte Li Ling erfahren, wie es um den Feind stand, denn der sagte, daß der König von dem Mut der chinesischen Soldaten tief beeindruckt sei, weil sie trotz zwanzigfacher hunnischer Übermacht beharrlich Tag für Tag nach Süden zögen, daher überlegte er sich, ob sie ihn in eine Falle locken wollten, weil sie sich vielleicht auf weitere Verstärkung stützen konnten. Als am Abend zuvor der König vor seinen Heerführern diesen Verdacht äußerte, stimmten sie ihm zu, und sagten, wenn es dem König mit einigen zehntausend Reitern nicht gelänge, das kleine chinesische Heer zu vernichten, dann wäre das eine Schande, und fast

alle stimmten für einen Hauptschlag gegen die Chinesen. Vierzig oder fünfzig Meilen südlich von hier wollten sie in den Bergen und Tälern gegen die Chinesen einen kraftvollen Angriff führen und sie in der Ebene zur Entscheidungsschlacht herausfordern, falls sie aber das chinesische Heer nicht vernichten könnten, sollten sie sich in den Norden zurückziehen. Als der Fürst Han Yannian und seine Heerführer das hörten, entflammte in ihnen ein kleiner Funke Hoffnung, vielleicht doch noch gerettet zu werden.

Am nächsten Tag führte der Feind seinen schwersten Angriff gegen die Chinesen. Dies schien das letzte Gefecht zu sein, wenn man den Ausführungen des Kriegsgefangenen glauben wollte. Mehr als zehnmal am Tag griffen die Hunnen an. Während die Chinesen sich mit äußerster Kräften gegen die Hunnen verteidigten, zogen sie allmählich immer weiter nach Süden. Nach drei Tagen gelangten sie zu der Ebene. Dort konnten die hunnischen Reiter ihre volle Schlagkraft entfalten, und sie griffen die Chinesen mit ungestümer Gewalt an, um ihnen den Vernichtungsschlag zuzufügen, aber auch diesmal mußten sie sich zurückziehen, nachdem zweitausend von ihnen gefallen waren. Wenn das, was der Gefangene sagte, stimmte, mußten jetzt die hunnischen Angriffe aufhören. Die chinesischen Offiziere glaubten dem einfachen Soldaten nicht so ohne weiteres, aber trotzdem fühlten sie sich etwas erleichtert.

An diesem Abend lief aber ein chinesischer Späher namens Guan Gan zum Feind über. Früher hatte er in der Hauptstadt Chengan eine lasterhafte Jugend verbracht. Am Abend zuvor war er von Han Yannian, dem Fürsten von Chengan, wegen eines Versehens beim Wachdienst in Anwesenheit aller Krieger getadelt und ausgepeitscht worden, so daß er desertierte. Man sagte auch, daß eine der Frauen,

die kürzlich im Tal erschlagen worden waren, seine Frau gewesen sei. Außerdem wußte er, was der hunnische Kriegsgefangene gestanden hatte. Als er vor den König gebracht wurde, betonte er nachdrücklich, daß die Furcht vor einem chinesischen Hinterhalt vollkommen unnötig sei. Auf das chinesische Heer warte keine Verstärkung, und die Pfeile seien fast zu Ende. Da es immer mehr Verwundete gäbe, würde der Vormarsch immer schwieriger. Die Hauptmacht des chinesischen Heers bestehe aus je achthundert Soldaten, die von General Li Ling und dem Fürsten Han Yannian befehligt werden. Das eine Heer habe ein gelbes, das andere ein weißes Banner. Wenn hunnische Sondertruppen ihre Angriffe auf diese beiden Heere konzentrierten, könnten sie ganz leicht auch die übrigen chinesischen Truppen vernichten. Der hunnische König freute sich sehr und nahm diesen Überläufer freundlich auf, und den Befehl zum Rückmarsch nach Norden machte er sofort rückgängig.

Am nächsten Tag griffen Sondereinheiten der hunnischen Truppen die chinesischen Soldaten mit weißem oder gelbem Banner an, und forderten Li Ling und Han Yannian auf, sich sofort zu ergeben. Durch den ungestümen Angriff wurden die chinesischen Truppen von der Ebene in westliche Gebirgsgegenden getrieben. Dann wurden sie in einem Talkessel weit entfernt von ihrer eigentlichen Marschrichtung zusammengedrängt. Von den Bergen aus allen Himmelsrichtungen regnete es mit feindlichen Pfeilen. Die Chinesen wollten zurückschießen, doch jetzt waren alle ihre Pfeile aufgebraucht. Als sie von der Grenzfestung Zheluzhang aufgebrochen waren, hatte jeder von ihnen hundert Pfeile, was etwa insgesamt fünfhunderttausend Pfeilen entspricht, aber jetzt hatten sie nicht einmal einen. Doch nicht nur Pfeile fehlten, auch Schwerter, Spieße und andere Waffen

waren beschädigt oder ganz zerbrochen. Im wahrsten Sinne des Wortes waren die Schwerter zerschlagen und die Pfeile verschossen. Doch trotzdem rissen diejenigen Soldaten, die ihre Lanzen verloren hatten, die Speichen aus den Wagenrädern los und kämpften gegen den Feind. Auch Militärbeamte verteidigten sich mit ihren kurzen Schwertern. Je weiter man in dem Tal vorankam, desto enger wurde es. Die Hunnen fingen nun hier und dort von den Steilhängen herab Steine zu werfen. Die Zahl der Toten und Verwundeten vergrößerte sich noch mehr, und sie verhinderten mit den heruntergeworfenen Felsbrocken schließlich ein weiteres Vorrücken.

In der gleichen Nacht verließ Li Ling in leichter, bequemer Kleidung sein Zelt und erlaubte niemandem, ihm zu folgen. Der Mond blickte von den Gipfeln der Berge herab und warf sein Licht auf die unzähligen, aufeinandergetürmten Leichen im Tal. Als das chinesische Heer vom Berg Junjishan aufbrach, herrschte tiefste Dunkelheit, aber inzwischen nahm der Mond schon wieder zu. Durch das Licht des Mondes und den Frost auf der Erde erschienen die seitlichen Abhänge naß und glatt. Die Soldaten im Zelt schlossen aus Li Lings Kleidung, daß er allein zu dem feindlichen Lager schleiche, um in einem günstigen Augenblick den hunnischen König zu erstechen. Er kam lange nicht zurück. Mit angehaltenem Atem fragten sie sich, was draußen wohl vor sich gehe. Weit entfernt aus der feindlichen Festung hörten sie den Klang einer Rohrpfife. Eine ganze Weile später hob sich der Vorhang und Li Ling trat ins Zelt ein. „Wir sind verloren“, sagte er jedes einzelne Wort ausspuckend und setzte sich auf einen Stuhl. Und danach sagte er wie im Selbstgespräch: „Uns bleibt keine andere Wahl, als bis zum Tod zu kämpfen.“ Eine Weile herrschte Schweigen, das schließlich ein Militärbeamter brach: „Vor

vielen Jahren war Fürst Zhao Ponu in hunnische Gefangenschaft geraten, aber nach einigen Jahren aus der Gefangenschaft nach China geflohen, doch Kaiser Wudi hatte ihn nicht bestraft. Diesem Beispiel zufolge wird der Kaiser Li Lings Tat zu würdigen wissen, wenn dieser in die Hauptstadt zurückkehrt, weil er mit wenigen Soldaten die Hunnen in Angst und Schrecken versetzt hatte.“ Li Ling schnitt ihm das Wort ab und sagte: „Das ist mir gleichgültig. Wenn wir jetzt vierzig oder fünfzig Pfeile hätten, könnten wir vielleicht diese Umzingelung durchbrechen. Aber wir haben nicht einmal einen, deshalb werden wir am nächsten Morgen schon bei Tagesanbruch gefesselt werden, ohne uns wehren zu können. Wenn wir noch in dieser Nacht die Belagerung durchbrechen und jeder einzelne wie ein Tier oder ein Vogel entflieht, gelingt es bestimmt dem einen oder anderen eine Grenzfestung zu erreichen, um dem Kaiser über unsere Lage Bericht zu erstatten. Ich vermute, daß wir an der nördlichen Seite des Bergs Dihan sind, von hier braucht man einige Tage bis nach Juyan, ob es gelingt, weiß ich nicht, aber uns bleibt wohl nichts anderes übrig.“ Alle Offiziere stimmten ihm zu. Jedem Soldaten wurde eine Ration von gekochtem und getrocknetem Reis für zwei, drei Tage und dazu noch ein Fettklumpen zugeteilt, dann befahl Li Ling, daß sie schnellstens nach Zheluzhang laufen sollten. Die Chinesen ließen ihre Fahnen sinken, zerschnitten sie und vergruben sie in der Erde. Dann zerschlugen sie ihre Waffen und Wagen, damit sie nicht in die Hände des Feindes fielen. Um Mitternacht sollten die Soldaten mit der Trommel geweckt werden, aber die Trommel wollte nicht erklingen, als ob sie auch tief traurig wäre. Li Ling und Fürst Han Yannian stiegen auf ihre Pferde und standen mit etwas mehr als zehn der tapfersten Soldaten an der Spitze des Heeres. Das chinesische Heer

wollte im Osten des Tals, in das sie an diesem Tag vom Feinde hineingetrieben waren, einen Durchbruch in die Ebene wagen, um dann nach Süden zu entfliehen.

Der Mond war schon untergegangen. Durch diesen für die Hunnen unerwarteten Angriff gelang es zwei Drittel der Soldaten wie geplant den Hintereingang zur Ebene aufzubrechen, sie wurden aber sofort von den feindlichen Reitern verfolgt.

Der größte Teil der chinesischen Fußsoldaten fiel oder geriet in Gefangenschaft, doch vierzig oder fünfzig Soldaten entrissen in der Hitze des Gefechts dem Feind die Pferde und trieben sie mit heftigem Peitschenknallen nach Süden. Nachdem Li Ling seine etwas über hundert Soldaten gezählt hatte, die ihre Verfolger abgeschüttelt hatten und in der Nacht auf die weiße Ebene entflohen waren, kehrte er zum Ausgang des Tales zurück, wo immer noch ein heftiger Kampf tobte. Auch er hatte schon einige Verwundungen, und sein Harnisch war mit seinem Blut und dem der Feinde naß und schwer. Der Fürst Han Yannian, der mit ihm an der Spitze gekämpft hatte, war schon auf dem Schlachtfeld gefallen. Li Ling hatte sein Banner, sein Heer und sogar seine Würde vor dem Kaiser verloren. So griff er zu seiner Lanze und stürzte sich wieder ins Schlachtgetümmel. In einer Dunkelheit, in der man weder Freund noch Feind erkennen konnte, wurde Li Lings Pferd von einem verirrtten Pfeil getroffen, so daß er nach vorne stürzte. Als er seine Waffe zurückzog, mit der er seinen Gegner durchbohren wollte, da wurde er von etwas Schwerem auf seinem Hinterkopf getroffen und verlor das Bewußtsein. Als er vom Pferd fiel, stürzten sich viele Hunnen auf ihn, um ihn lebendig zu fangen.

〔 2 〕

Von dem fünftausend Mann starken chinesischen Heer, das im September nach Norden gezogen war, kamen im November kaum vierhundert müde, verwundet, ohne Führer und vernichtend geschlagen in einer Grenzfestung an. Die Nachricht von der Niederlage wurde von einer Reiterstaffel in die Hauptstadt Changan gebracht.

Kaiser Wudi ärgerte sich weniger, als man erwartet hatte. Denn sogar die Hauptmacht unter Li Guangli hatte eine fürchterliche Niederlage erlitten, deshalb konnte man natürlich von dem kleinen Heer von Li Ling nicht so viel erwarten. Er vermutete außerdem, daß Li Ling gefallen war. Nur Chen Bule, der Bote von Li Ling, der neulich aus dem Norden berichtet hatte: „Die Schlachtlinie steht und die Kampfmoral ist bestens“, mußte sich das Leben nehmen. (Wegen dieser guten Nachricht war er gelobt worden, hatte es in der Hauptstadt zu Ansehen gebracht und war hier geblieben.) Das war zwar traurig, aber nicht zu vermeiden.

Dann, im nächsten Frühjahr, im dritten Jahr der Tianhan Ära erfuhr man die wahre Geschichte. Li Ling war gar nicht gefallen. Er hatte sich den Hunnen ergeben und war in Kriegsgefangenschaft geraten. Kaiser Wudi war außer sich vor Wut. Vierzig Jahre nach seiner Thronbesteigung war der Kaiser schon fast sechzig Jahre alt, aber in seiner Leidenschaftlichkeit war er heftiger als Männer in ihren besten Jahren. Er liebte die Reden der Taoisten und glaubte an allerlei Wahrsagereien, aber die von ihm verehrten Taoisten hatten sein Vertrauen schon oft mißbraucht. Dieser Kaiser, der fünfzig Jahre während der höchsten Blüte der Han-Dynastie regierte, war als

er bereits die mittleren Jahre überschritten hatte, von einem unwiderstehlichen Interesse an der Geisterwelt besessen. Daß er aber gerade von jener Geisterwelt so schwer enttäuscht worden war, war für ihn ein schwerer Schlag. Dadurch wurde der früher großmütige Kaiser von immer düstererem Argwohn gegenüber seinen Untertanen ergriffen. Die wichtigsten Minister, Li Cai, Qing Zhai und Zhao Zhou wurden alle, einer nach dem anderen, zum Tode verurteilt. Als Gong Sunhe, der jetzige Kanzler, den königlichen Urteilsspruch vernahm, brach er vor dem König aus lauter Todesangst in Tränen aus. Und nachdem sich auch der willensstarke Ji An von seinem Amt zurückgezogen hatte, war der Kaiser nur noch von grausamen Beamten oder Schmeichlern umgeben.

Kaiser Wudi berief seine Minister ein, um zu beraten, wie man gegen Li Ling verfahren sollte. Li Ling war nicht in der Hauptstadt, aber man mußte Maßnahmen gegenüber seiner Frau, seinen Kindern und dem Familienvermögen treffen. Ein wegen seiner Grausamkeit bekannter Hofbeamter, konnte am Gesicht des Kaisers sofort erkennen, was er meinte, und verdrehte mit seinem solchen Geschick die Gesetze, daß das genau der augenblicklichen Laune des Kaisers entsprach. Als ihm einmal ein Mann wegen seiner Mißachtung des Rechts Vorhaltungen machte, antwortete er einfach: Was ein früherer Kaiser bestimmte, wird zum Vorbild, was sein Nachfolger festsetzte, wird zur Regel, aber was für ein Gesetz außer dem Willen des jetzigen Kaisers soll es sonst geben? Auch die anderen Höflinge unterschieden sich von diesem Beamten kaum. Weder der Kanzler Gong Sunhe noch der Vorsitzende des Gerichtshofes Du Zhou oder gar Zhao Di, kein einziger wollte Li Ling vor dem Zorn des Kaisers verteidigen. Wie aus einem Munde verurteilten sie alle Li Lings Landesverrat.

Einer sagte sogar, daß er sich schäme, mit einem Überläufer zusammen dem Kaiser gedient zu haben. Alle waren sich darin einig, daß jede einzelne Handlung von Li Ling, sogar im alltäglichen Leben, höchst verdächtig war. Daß Li Lings Vetter Li Gan hoch in der Gunst des Kronprinzen stand, genügte schon zu der Verleumdung, er benehme sich anmaßend. Diejenigen, die ihre Zähne zusammenbissen und sich ihrer Meinung enthielten, waren die Li Ling noch am freundlichsten gesinnten, aber die konnte man an den Fingern abzählen.

Nur ein einziger verfolgte das ganze Geschehen mit Abscheu. Diejenigen, die jetzt Li Ling am übelsten verleumden, sind das nicht die gleichen, die bei seiner Abschiedsfeier am fröhlichsten, bevor er von der Hauptstadt vor ein paar Monaten aufbrach, mit ihm den Becher geleert haben? Haben nicht diese gleichen Leute ihn als den wahren Enkel des berühmten Li Guang gepriesen, der nur mit einem kleinen Heer an einsamer Front kämpfte, nachdem der Bote aus dem Norden berichtet hatte, daß es gut mit dem Heer stand. Daß ein Kaiser wohl die Weisheit besaß, zu bemerken, wie kaltblütige Beamte die Vergangenheit vertuschten, und ihre Schmeicheleien zu durchschauen, aber die Wahrheit haßte, war für ihn kein Wunder. Daß so der Mensch war, hatte er schon früher bis zum Überdruß erfahren, aber diese unangenehme Eigenschaft war einfach nicht zu ändern. Als einer der Hofbeamten wurde auch er von dem Kaiser nach seiner Meinung über Li Ling gefragt, den er darauf rückhaltlos lobte. „Li Ling verehrt seine Eltern, hält seinen Freunden die Treue, und er ist ein wahrer Patriot, der ohne Rücksicht auf sich selbst sein Leben bereitwillig für das Vaterland hingibt. Er hatte nur das Unglück, eine Niederlage zu erleiden. Es gibt nichts Schlimmeres als, daß jetzt die Schmeichler,

die nur ihre Ämter behalten und ihre Frauen und Kinder schützen wollen, seine Niederlage übertreiben und seine Heldentat in eine Schmach zu verwandeln trachten, um damit die Weisheit des Kaisers zu täuschen. Li Ling befehligte fünftausend Fußsoldaten, drang weit ins Feindesland ein und versetzte zehntausende von hunnischen Soldaten in Angst und Schrecken. Sein Heer kämpfte und legte dabei tausend Meilen zurück. Nachdem die Pfeile aufgebraucht, und es keinen Rückzug mehr gab, kämpften sie mit ihren Bogen in der Hand auf Leben und Tod und versuchten den feindlichen Schwertern auszuweichen. Li Ling ist noch größer als die früheren Feldherren, weil er das Vertrauen seiner Soldaten gewinnen konnte, und sie für ihn mit Todesmut kämpften. Sein Heer wurde zwar geschlagen, aber sein heldenhafter Kampf wird in die Weltgeschichte eingehen. Man kann sich doch denken, daß er, wenn er in Gefangenschaft geraten ist, heimlich im Feindesland etwas zu Gunsten Chinas wagen wird.....“

Die Höflinge standen wie angewurzelt da. Sie hätten nie gedacht, daß es je so einen mutigen Mann geben könnte. Angstvoll blickten sie dem Kaiser ins Gesicht, dessen Schläfen vor Wut zitterten. Wenn sie aber daran dachten, was so einen Mann erwartete, der so etwas auszusprechen wagte, grinnten sie sich eins. Als dieser furchtlose Mann, der Archivar Sima Qian, sich entfernt hatte, behauptete einer der Höflinge, dem auch die Wahrung seiner Pfründe und der Schutz seiner Familie vorgeworfen worden war, vor dem Kaiser, daß Sima Qian und Li Ling unter einer Decke steckten. Ein anderer sagte, der Archivar habe sich aus irgendeinem Grund mit General Li Guangli zerstritten, deshalb lobe er Li Ling, und wolle General Li Guanlis Feldzug als Mißerfolg bloßstellen. So kamen alle zu dem Schluß, daß der Archivar sich höchst anmaßend benommen hatte. Merkwür-

digerweise sollte Sima Qian früher als die Familie von Li Ling bestraft werden. Schon am nächsten Tag wurde er auf einen ganz niedrigen Rang degradiert, und als Strafe sollte er entmannt werden.

In alter Zeit gab es in China vier verschiedene Körperstrafen, die Tätowierung, die Abtrennung der Nase oder des Beins und die Verschneidung. Zu Zeiten des Kaisers Wendi, des Großvaters des Kaisers Wudi, schaffte man drei Strafen ab, nur die Verschneidung blieb weiter bestehen. Durch diese grausame Strafe wurde ein Mann zum Eunuchen. Man nannte sie auch die Fäulnisstrafe, weil sich aus der Schnittwunde ein Eitergeruch verbreitete, und ein Mann, der zu dieser Strafe verurteilt war, wie ein verfaulter Baum keine Früchte mehr hervorbringen konnte. Von den Eunuchen, von denen viele im Dienste des Hofes standen, sagte man, sie seien Intriganten. Auch an Sima Qian wurde diese Strafe vollstreckt. Uns ist Sima Qian als großer Historiker bekannt, aber damals war er als Archivar nur ein kleiner Beamter. Er war zwar ein scharfsinniger Mann, hatte aber ein übersteigertes Selbstbewußtsein, haßte den Umgang mit anderen Menschen und gab in einem Disput nie nach, deshalb war er nur als eigensinnig, hochmütig und verschroben bekannt. Es wunderte so auch niemanden, daß er zur Fäulnisstrafe verurteilt wurde.

Von der Familie Sima stammten die Historiographen des Landes Zhou. Danach zog sie in das Land Jin und diente unter der Tsin-Dynastie. Zur Zeit der Han-Dynastie diente Sima Tan, Qians Vater, Kaiser Wudi, dem Vierten, und im ersten Jahr der Jianyuan Ära (140 v.Chr.) wurde er Archivar. Kalenderwissenschaft und Wahrsagerei waren sein Fachgebiet, und er kannte sich ganz genau in den Lehren des Taoismus aus. Auch war er in Konfuzianismus und anderen Lehren bewandert, über die er seine eigene Meinung hatte

und auch nicht zurückhielt. Seine geistigen Fähigkeiten, seine Intelligenz und sein starkes Selbstvertrauen hatte sein Sohn von ihm geerbt. Ihm ließ er auch eine besondere Erziehung zukommen, nachdem er ihn mit allerlei Lehren vertraut gemacht hatte, sollte er eine weite Reise durchs das ganze Land machen. Das war damals sicherlich eine merkwürdige Erziehungsmethode, aber das sie später dem Historiker Sima Qian von ganz großem Nutzen war, braucht hier nicht weiter erwähnt zu werden.

Im ersten Jahre der Yuanfeng Ära (110 v.Chr.) stieg Kaiser Wudi auf den Berg Taischan im Osten der Hauptstadt, um dort zum Himmel und zur Erde zu beten. Der heißblütige Sima Tan konnte an diesen religiösen Feierlichkeiten nicht teilnehmen, weil dies nur den Kaisern zustand. Sima Tan lag krank zu Bett in der Stadt Luoyang. Er klagte darüber heftig und geriet über sich selbst in solchen Zorn, daß er daran starb. Es war sein Ziel, ein Vollständiges Geschichtswerk vom Anfang bis zur Gegenwart zu schreiben, aber ihm gelang nur die Sammlung historischer Materialien. Seine letzte Stunde wurde von seinem Sohn Sima Qian ausführlich im letzten Kapitel seiner historischen Aufzeichnungen beschrieben. Er wußte, daß er nicht mehr aufstehen konnte, rief seinen Sohn zu sich, nahm ihn bei der Hand und erklärte ihm freundlich den Nutzen der Geschichtsschreibung. Er weinte und schämte sich seiner Faulheit. Er als Archivar hätte nicht verhindern können, daß die Taten der klugen Kaiser und der treuen Untertanen nun in der Erde versinken würden. Er sagte: „Nach meinem Tod sollst du Archivar werden, und nie meinen letzten Wunsch vergessen!“ Er erklärte seinem Sohn, daß dies ihm gegenüber die wichtigste Kindespflicht sei, und weinend mit gesenktem Kopf versprach der Sohn, dem Willen des Vaters zu

folgen.

Zwei Jahre nach dem Tod des Vaters wurde Sima Qian Archivar, wie es sein Vater gewünscht hatte. Er wollte sich sogleich auf die Materialien, die sein Vater gesammelt hatte, und auf die im Hof sorgfältig aufbewahrten Dokumente und Bücher stürzen, das war die Arbeit, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, aber nach seiner Ernennung zum Archivar war seine erste Aufgabe die Kalenderreform, die ihn vier volle Jahre in Anspruch nahm. Im ersten Jahr der Taichu Ära (104 v.Chr.) war er schließlich mit dieser Arbeit fertig und machte sich dann sofort an die „historischen Aufzeichnungen“. Damals war Sima Qian 42 Jahre alt.

Als er endlich seinen Plan auszuführen begann, stellte er fest, daß die Art seiner Geschichtsschreibung sich von früheren Geschichtsbüchern unterschied. Er hielt „Die Frühlings- und Herbst Annalen“ des Konfuzius aus moralkritischen Gesichtspunkten für das beste Buch, aber als ein Werk, das historische Tatsachen vermitteln sollte, für unzureichend. Er wünschte sich mehr Tatsachen und weniger Belehrungen. „Die Frühlings- und Herbst Annalen mit Anmerkungen versehen von Zuo Qiuming“ und die „Geschichte von den acht Ländern“ beruhte auf Tatsachen, und er bewunderte die hervorragende Schilderung von Zuo Qiuming, aber wer diese historischen Ereignisse bewirkt hatte, war bis jetzt noch nicht festgestellt worden. Die historischen Gestalten wurden zwar in lebhaften Farben beschrieben, aber was sie bis zu dem entscheidenden geschichtlichen Ereignis gemacht hatten, und von welcher Herkunft sie waren, hatte man bis jetzt noch nicht erforscht, und damit war Sima Qian unzufrieden. Die früheren Geschichtsbücher hatten zum Hauptziel, ihre Zeitgenossen über gewisse Ereignisse zu benachrichtigen, aber sie

waren nicht imstande, der Nachwelt die damaligen Ereignisse verständlich zu machen. Er suchte eine Geschichtsschreibung, die es bis jetzt noch nicht gegeben hatte. Ihm wurde erst klar, womit er unzufrieden war, als er selbst zu schreiben begonnen hatte. In seinem Inneren drückte sich verschwommen und unklar eine Forderung aus, die hauptsächlich eine Kritik an der früheren Geschichtsschreibung bedeutete. Doch seine Kritik wurde erst deutlich, nachdem er selbst etwas Neues geschaffen hatte. Ihm fehlte aber das Selbstvertrauen, ob seine Idee, die er sich lange in seinem Geiste ausgemalt hatte, als Geschichte anerkannt würde. Vielleicht war das gar keine Geschichte, aber er war schließlich zu der festen Überzeugung gelangt, daß er (für die Gegenwart, die Zukunft und vor allem für sich selbst) unbedingt schreiben mußte. Er machte sich wie Konfuzius zum Grundsatz, die Wahrheit zu beschreiben und nicht irgend etwas zu schreiben oder zu erläutern, aber die Idee des Konfuzius unterschied sich inhaltlich von seiner. Für Sima Qian war die einfache chronologische Aufzählung von Ereignissen nicht einmal eine ‚Erläuterung‘, und die moralische Belehrung verhinderte die Vermittlung von Erkenntnissen an die Nachwelt, weil sie eher eine Art von ‚schaffen‘ war.

Die Han-Dynastie herrschte schon in der fünften Generation seit hundert Jahren. Erst jetzt begannen die Bücher, die durch die kulturfeindliche Politik des ersten Kaisers der Tsin-Dynastie vernichtet oder versteckt worden waren, wieder zu erscheinen. Man empfand die überschäumende Lebensfreude der aufblühenden Wissenschaften. Aber nicht nur die Han-Dynastie, sondern auch die Tendenz der Zeit forderte eine neue Geschichtsschreibung. Sima Qian besaß durch das Erbe seines Vaters eine große Begeisterung für die Wissenschaften, eine glänzende Beobachtungsgabe und eine hohe

schriftstellerische Begabung, so daß er etwas Neues, in sich Geschlossenes, schaffen mußte. Seine Arbeit machte gute Fortschritte, sie ging sogar so glatt voran, daß er sich darüber Sorgen machte. Vom Beginn der chinesischen Geschichte bis zu den Aufzeichnungen der Tsin-Dynastie hielt er sich an die Quellen, berichtete wahrheitsgemäß und genau wie ein Mann, der sein Handwerk versteht, aber als er über das Leben des Helden Xlang Yu, zu schreiben begann, wurde sein kühler Verstand getrübt. Er wurde von dem Thema so besessen, daß Xlang Yu sich in ihn oder er sich in Xlang Yu zu verwandeln schien.

Da stand Xlang Yu in der Nacht auf und gab im Zelt ein Bankett. Da war eine Schönheit mit dem Namen Yu. Sie stand bei ihm immer in hoher Gunst. Auch das edle Roß, Zhui, auf dem er immer ritt, war da. Xlang Yu erhob traurig seine Stimme und sang klagend eines seiner Gedichte: „Meine Macht steigt über die Berge, und über der Welt schwebt mein Wille. Aber wenn die Gelegenheit nicht günstig ist, wird mein Pferd Zhui nicht gehen. Doch was kann ich tun, wenn es nicht will? Ach Yu. Was kann ich für dich tun?“ Wieder und wieder klagte Xlang Yu und Yu sang ihm zu. Die Tränen flossen von beiden Wangen herab. Die Menschen links und rechts weinten und wagten nicht zu ihm aufzublicken....

Ist das wirklich richtig? fragte Sima Qian sich zweifelnd. Soll man wirklich wie im Fieber phantasierend schreiben? Er hatte große Angst davor, Geschichte zu ‚erfinden‘. Seine Aufgabe bestand darin eine Begebenheit ‚darzustellen‘. Doch in Wirklichkeit hielt er sich an die Tatsachen. Wie sehr war seine Beschreibung doch von Lebenskraft erfüllt? Nur für einen Menschen mit einem so überdurch-

schnittlichen Einfühlungsvermögen war solch eine Ausdruckskraft möglich. Da er sich vor Übertreibungen fürchtete, las er manche Sätze noch einmal durch, und wenn er meinte, daß die historische Gestalt die gleichen Taten wie ein in der Gegenwart lebender Mensch vollbrachte, strich er diese Zeilen wieder. Dadurch verlor die historische Gestalt zwar an Lebenskraft, aber er brauchte sich nun nicht vor dem Vorwurf zu fürchten, daß er dichte. Doch war nun Xlang Yu wirklich noch Xlang Yu, fragte er sich? Wurden nun aber nicht der erste Kaiser der Tsin-Dynastie und der Kaiser Zhuang der Chu-Dynastie alle zu den gleichen Personen? Bedeutete ‚beschreiben‘ verschiedene Menschen miteinander gleichzumachen? Nein, von anderen verschiedene historische Gestalten mußten auch als solche beschrieben werden. Wenn er daran dachte, mußte er die gestrichenen Stellen noch einmal neu schreiben. Wenn er dann die ursprüngliche Stelle las, war er endlich zufrieden. Aber nicht nur er, sondern auch die historischen Gestalten wie Xlang Yu, Fan Kuai und Fan Zeng schienen an dem ihnen zugewiesenen Platz zur Ruhe zu kommen.

Kaiser Wudi war in seinen guten Zeiten ein weiser, großer und verständnisvoller Förderer der Bildung, und weil die Tätigkeit eines Archivars eine spezielle, unauffällige Befähigung erforderte, brauchte Sima Qian sich vor Gefahren um seine Stellung (oder sein Leben) nicht zu fürchten, die durch Verleumdungen und Intrigen in der Beamenschaft ihn hätten bedrohen können.

Einige Jahre lang verbrachte Sima Qian ein erfülltes und glückliches Leben. (Das Glück von damals unterschied sich natürlich von dem Glück in heutiger Zeit, aber auch damals strebten die Menschen natürlich nach ihrem Glück.) Sima Qian liebte keine Kompromisse,

war aber immer guter Dinge, diskutierte hitzig, geriet leicht in Zorn, aber lachte oft und war stolz darauf, die Argumente seines Diskussionsgegners zu zerpfücken und ihn vollkommen niederschmettern.

Doch einige Jahre danach brach das Unglück über ihn herein.

Der zur Fäulnisstrafe Verurteilte mußte nach Vollzug des Urteils sich in einem düsteren Seidenzuchtzimmer aufhalten, um sich vor Wind zu schützen, durch ein Feuer wurde das Zimmer beheizt, es war verschlossen, und der Sträfling konnte sich darin nach einigen Tagen erholen. Man nannte dieses warme und dunkle Zimmer Seidenzuchtzimmer, weil es diesem tatsächlich ähnlich war. In sprachloser Verwirrung lehnte Sima Quian sich hilflos an die Wand. Er war eher entsetzt als entrüstet. Das Todesurteil durch Enthaupten hätte er ruhig und gelassen hingenommen. Er konnte sich sogar seine eigene Hinrichtung gut vorstellen. Als er dem Kaiser widersprach und Li Ling verteidigte, fürchtete er, daß er schlimmstenfalls zum Tode verurteilt werde. Aber nun war das Urteil der Kastration, das schändlichste von allen, über ihn gefällt worden! Er hatte sich getäuscht (mit dem Todesurteil hatte er immer gerechnet und deshalb eine andere Strafe für ausgeschlossen gehalten). Er hatte immer gedacht, daß in seinem Schicksal ein unerwarteter Tod laure, aber daß ihn so etwas Entwürdigendes erwartete, hätte er sich nie im Traum vorgestellt. Er war immer der Überzeugung gewesen, daß jeder Mensch sein eigenes Schicksal habe. Durch seine langjährige Erfahrung mit historischen Tatsachen war er natürlich zu dieser Überzeugung gelangt. Bei dem gleichen Mißgeschick würde ein jähzorniger Mensch von heftig brennendem Schmerz ergriffen, ein schwacher Mensch aber von dumpfer und schwerer Angst. Auch

wenn ein Ereignis zunächst nicht zu einem Menschen zu passen schien, würde danach jedoch das Schicksal an seinen Taten messen, ob es für ihn tragbar gewesen war oder nicht. Sima Qian glaubte fest an seine Männlichkeit. Er war zwar nur ein schriftstellernder Beamter, aber er war davon überzeugt, daß er viel männlicher war als die Krieger von damals. Doch nicht nur er selbst war dieser Meinung, sogar die ihm feindlich gesinnten Leute mußten das anerkennen. Sima Qian konnte sich sogar vorstellen, von zwei Wagen, von denen jeder mit einem Seil an einem seiner Schenkel festgebunden war, zerrissen zu werden. Aber daß er mit seinen fast fünfzig Jahren eine derartige Schmach erleiden mußte, das war für ihn wie ein böser Traum, als er jetzt in dem Seidenzuchtzimmer saß. Nein, das ist nur ein Traum, sagte er zu sich selbst. Aber als er an der Wand lehnend seine Augen öffnete, erblickte er in der Dunkelheit drei, vier Männer mit leblosen und beinahe seelenlosen Gesichtern, die völlig erschlafft dasaßen oder auf dem Boden herumlungerten. Als ihm bewußt war, daß er auch eine dieser Gestalten war, zerriß ein brüllendes Schluchzen seine Kehle.

Während er so in heftiger Wut und tiefem Schmerz einige Tage zubrachte, fing er wieder an nachzudenken, wie er es als Gelehrter gewohnt war, und betrachtete sich selbstkritisch. Er überlegte, was und wer an diesem Unglück schuld war. Da die Beziehung vom Untertanen zu seinem Herrscher in China von der in Japan grundlegend verschieden ist, richtete sich sein Haß zunächst einmal gegen Kaiser Wudi. Tatsächlich ließ ihm sein Zorn keine Ruhe, um über etwas anderes nachzudenken. Aber nachdem sich seine Wut etwas gelegt hatte, erwachte in ihm wieder der Historiker. Im Gegensatz zu den Konfuzianern, die die ehemaligen Herrscher idealisierten, be-

trachtete er die früheren Kaiser mit den Maßstäben des Historikers und ließ sich dabei nicht von seinem persönlichen Groll leiten, als er Kaiser Wudi höher beurteilte. Kaiser Wudi war wirklich ein großer Herrscher. Während seiner Herrschaft wurde die Han-Dynastie trotz mancher Fehlentscheidung in nichts erschüttert. Außer dem Begründer der Han-Dynastie waren sogar der tugendhafte Kaiser Wendi und der weise Kaiser Jingdi unbedeutender als er. Es ist unvermeidlich, daß die Fehler der Großen größer wirken als sie sind. Sima Qian war sich dieser Tatsache trotz seines wilden Haßes bewußt. Er dachte sich, daß ihn dieses Geschick wie ein Blitz aus heiterem Himmel überfallen hatte. Darüber geriet er zwar in verzweifelte Entrüstung, aber zugleich brachte ihn das auch zur Einsicht. Weil sein Ärger über den Kaiser nicht von Dauer sein konnte, richtete er sich gegen die schlechten Untertanen. Sie sind zweifellos an allem schuld. Aber ihre Bosheit ist mehr oder weniger zweitrangig. Er hatte ein so starkes Selbstvertrauen, daß diese verächtlichen Geschöpfe für seinen Zorn viel zu gering waren. Zum ersten Mal mußte er zu seinem Erstaunen feststellen, daß er sich über die guten Menschen ärgerte. Die waren ja noch viel schlimmer als die Schmeichler und die grausamen Beamten. Wenn man die sich einmal näher betrachtete, konnte man seinen Zorn über sie kaum unterdrücken. Sie konnten ganz leicht ihr Gewissen beschwichtigen, und sie wiegten auch andere in Sicherheit, was noch unverzeihlicher war. Sie diskutierten nicht und leisteten auch keinen Widerstand. Da sie sich innerlich nicht prüften, waren sie auch nicht zur Selbstkritik fähig. Ein typisches Beispiel dafür war der Kanzler Gong Sunhe. Ein Kerl wie Du Zhou (hatte neulich seinen Vorgänger verführt und sich damit seine jetzige hohe Stellung erschlichen) war sich wahrscheinlich seiner

Schmeicheleien bewußt, aber diesem wohlwollenden Kanzler Gong Sunhe fehlte eine solche Selbsterkenntnis. Der würde sich vielleicht erst ärgern, wenn man ihn einen Höfling nannte, der nur die Wahrung seiner Pfründe und den Schutz seiner Familie im Auge hatte. Aber nicht einmal so einen Vorwurf wäre der wert gewesen.

Sima Qian suchte schließlich den Grund für seinen Zorn in sich selbst. Wenn er über etwas erzürnt war, dann mußte ganz allein der Grund in ihm selbst liegen. Aber was für ein Unrecht hatte er begangen? Daß er sich für Li Ling eingesetzt hatte, das hielt er für richtig. Er glaubte nicht, daß er sich in den Mitteln vergriffen hatte. Wenn man sich nicht in süßen Schmeicheleien ergehen wollte, war sein Verhalten das einzig richtige. Wenn eine ehrliche Tat auch eine böse Folge hatte, mußte man sie als mutiger Mann ertragen. Das war auf jeden Fall klar! Wenn man ihm die Beine oder Arme abgetrennt oder ihm den Bauch aufgeschnitten hätte, wäre das für ihn noch zu ertragen gewesen. Aber daß man ihn zerschnitten hatte, damit hätte er niemals gerechnet. Auch wenn man zum Krüppel würde, war die Kastration etwas ganz anderes als die Abtrennung der Beine oder der Nase. Eine solche Strafe war für ihn unpassend. Wie man sie auch sah, sie war das Schlimmste, was einem passieren konnte, daß man es nicht einmal in feinen Worten ausdrücken konnte. Eine Wunde im Herzen heilt mit der Zeit, aber solch eine böse Verstümmelung müßte man bis zu seinem Lebensende ertragen. Das eigentliche ‚Böse‘ war das, was dieses Ergebnis hervorgebracht hatte, was auch immer der Grund sei. Aber wo war denn das Böse? Hatte er eine böse Tat verübt? Nein, das konnte nicht sein. Er hatte immer nur Gutes getan. Wenn er gezwungen wäre, das Böse zu nennen, so wäre das höchstens die Tatsache ‚seiner Existenz‘.

Sima Qian saß bestürzt und als ein gebrochener Mann da, dann rannte er plötzlich wie ein verletztes Tier in dem warmen, dunklen Zimmer hin und her. Unbewußt machte er das immer wieder, und auch seine Gedanken kreisten immer wieder um denselben Gegenstand, ohne zu einem Ergebnis zu kommen.

Wie besinnungslos schlug er seinen Kopf gegen die Wand, bis er blutete, doch wie oft er es auch machte, es war nicht in der Absicht, Selbstmord zu begehen. Doch eigentlich wollte er sterben. Das wäre besser als ein Leben in Schande. Er fürchtete den Tod nicht. Warum konnte er nicht sterben? Einmal gab es im Gefängnis keine Möglichkeit, sich das Leben zu nehmen, aber andererseits war in seinem Inneren etwas, das ihn daran hinderte. Am Anfang merkte er gar nicht, daß es vorhanden war. In seinem Rasen und Wüten kämpfte er zwar beständig mit der Versuchung, sich das Leben zu nehmen, aber er fühlte ganz unbestimmt, daß ihn etwas in seinem Inneren davon abhielt. Ihm war, als hätte er etwas vergessen, aber er konnte sich daran einfach nicht mehr erinnern.

Nachdem ihm erlaubt war, nach Hause zu gehen, um Buße zu tun, bemerkte er zum ersten Mal, daß er ganz verblendet vor Zorn sein Lebenswerk, die Aufzeichnungen der Geschichte, völlig vergessen hatte, doch das unterbewußte Interesse war es, was ihn am Selbstmord hinderte.

Immer noch hatte er die letzten traurigen Worte seines Vaters auf dem Sterbebett im Ohr, der damals vor zehn Jahren ihn unter Tränen an der Hand genommen und ihm seinen letzten Willen kundgetan hatte. Aber nicht nur die letzten Worte seines Vaters waren es, daß er auch unter größten Schmerzen die Geschichtsschreibung nicht aufgab, es war nichts anderes als die Arbeit selbst. Diese Arbeit

hatte für ihn keine Anziehungskraft, und er empfand für sie keine Leidenschaft und Freude, es war das Verantwortungsbewußtsein für seine Aufgabe, doch sollte man das nicht mit Hochmut verwechseln. Er war zwar ein Mann mit einem furchtbar starkem Ich, aber durch diese Strafe wurde ihm klar, wie unbedeutend er eigentlich war. Früher hatte er mit dem Ziel seiner Ideale geprahlt, doch jetzt kam er sich wie ein Wurm vor, den eine Kuh zertritt. Sein ‚Ich‘ war elendlich zerstampft worden, aber an seiner Aufgabe, die Geschichte aufzuzeichnen, hatte er keinerlei Zweifel. Nachdem ihm so ein böses Schicksal ereilt hatte, und er Selbstvertrauen und Selbstachtung verloren hatte, war es, für ihn sicherlich ein jämmerliches Dasein, in dieser Welt weiterzuleben und seine Arbeit fortzusetzen. Doch das Schicksal bestimmt, daß er bis zu seinem Ende leben mußte. Wegen seiner Arbeit durfte er sich nicht töten (nicht aus Pflicht, sondern aus der körperlichen Verbindung zu seiner Arbeit). Das wurde ihm immer deutlicher.

Statt eines blinden tierischen Leidens begann er noch bewußter die menschlichen Leiden zu fühlen. Je klarer ihm wurde, daß er keinen Selbstmord begehen durfte, desto deutlicher wurde ihm, daß es keine andere Möglichkeit als den Selbstmord gab, um den Leiden und der Schande zu entfliehen. Der Mann Sima Qian sei im Frühling des dritten Jahres der Tianhan Ära gestorben, und er ein Lebewesen, das die Geschichte weiterschrieb, sei nur noch ein Schreibgerät, ohne Bewußtsein und Wahrnehmung, das wollte er sich einfach einreden und fest glauben. Mit seiner Arbeit mußte er weitermachen, das war für ihn von absoluter Wichtigkeit. Um aber sein Werk fortzuführen, mußte er am Leben bleiben, sei es auch noch so unerträglich. Um sich am Leben zu erhalten, blieb ihm kein anderer Ausweg, als zu

glauben, daß er seinen Körper gänzlich verloren habe.

Nach fünf Monaten griff Sima Qian wieder zum Pinsel. Ohne Freude und ohne Erregung allein durch seinen Willen, seine Arbeit zu vollenden, gepeitscht, wie ein verletzter Reisender, der seine verwundenen Beine mühsam zum Ziel schleppt, schrieb er unter Qualen an seinem Geschichtswerk weiter. Als Archivar war er schon entlassen. Einige Zeit später jedoch ernannte Kaiser Wudi, der ein wenig Reue empfand, ihn zum Minister zur Verfassung kaiserlicher Edikte, aber eine Beförderung in seinem Rang war ihm bereits ganz gleichgültig geworden. Der frühere Redner Sima Qian war verstummt. Er lachte nicht, und er ärgerte sich nicht. Er gab sich aber nicht geschlagen. An seinen Gesichtszügen und in seinem Schweigen glaubte man die Grausamkeit des bösen Dämonen, von dem er besessen war, zu erkennen. Er gönnte sich nur wenig Zeit zum Schlafen und setzte beharrlich seine Arbeit fort. Seine Familie befürchtete, daß er schnellstens alles beenden wollte, um so bald wie möglich die Freiheit zum Selbstmord zu gewinnen.

Nach einem Jahr der grausamsten Anstrengungen entdeckte er, daß die einzige Freude für ihn nur noch in der Vollendung seines Werkes bestand. Doch auch da brach er sein Schweigen nicht, und sein furchtbares Aussehen milderte sich durch nichts. Wenn er einen zerschnittenen Mandarin oder einen Eunuchen beschrieb, mußte er vor Schmerz laut aufstöhnen. Wenn er sich allein in seinem Zimmer oder im Bett in der Nacht seiner Schmach bewußt wurde, fühlte er am ganzen Körper furchtbare Schmerzen, als ob er mit einem glühenden Eisen berührt würde. Dann sprang er auf, stieß einen schrillen Schrei aus, lief stöhnend im Zimmer herum und biß dann die Zähne zusammen, in der Hoffnung, dadurch seine Schmerzen

zu lindern.

〈補 記〉

これは中島敦『李陵』（中島敦全集第1巻所収 筑摩書房 昭和51年刊）の1～2（全1～3）までのドイツ語訳である。前号までの我々の仕事の延長上にあるものだが、今回、人名、地名の表記は今までとは異なるものとなった。

これまでは日本語の音をそのままローマ字表記したのであるが、ドイツでの出版を考え、現代中国語による発音表記、つまり「漢語拼音方案」に従った。それは歴史上実在の人物が登場している小説であり、そのなかには当然ドイツでも知られている人物が登場するからである。漢和辞典（大修館新漢和辞典、広漢和辞典）をひきひきの作業であり、誤りもあろうと思う。x, q, z等の表記もドイツ語の発音を考えれば、このままでよいとも思われぬ。御教示いただきたい。また残りの3の部分のドイツ語訳をめざし、その折あわせて誤りを正し、よりよいものにしていきたい。